

Heimkehr ohne Zukunft

In den Jahren 1945 und 1946 in Namslau

von Otto Weiß

Jeder Bericht über die Ereignisse von 1945 ist anders. Die historischen Gemeinsamkeiten der Namslauer Familien wurden am 19. Januar 1945 zerstört. Ich will aus der Sicht eines zehnjährigen Namslauer Jungen etwas über das Schicksal der Familie Weiß erzählen.

Das elterliche Geschäft – eine Fleischerei am südlichen Ring gegenüber dem Rathaus – lief bis zuletzt auf Hochtouren, hatte der Vater doch neben der örtlichen Kundschaft, die sich auf Marken versorgte, auch noch das Krüppelheim, das Krankenhaus und Teile des sog. „Unternehmen Barthold“, das mit Halbwüchsigen die nahende Rote Armee östlich von Namslau aufhalten sollte, zu versorgen. Dabei halfen auch Zwangsverpflichtete aus Polen, der Sowjetunion und Frankreich. Durch diese Aufgaben wurde der Vater nicht eingezogen. Der Schulbetrieb lief weitgehend normal, es beunruhigten uns lediglich Mitte Januar 1945 durch Namslau vorbeiziehende Trecks von Deutschen aus östlichen Gebieten.

Den verhängnisvollen 19. Januar 1945 erlebten wir so, wie er in schon in mehreren Fluchtberichten beschrieben wurde. Ich will nichts wiederholen. Einer der überfüllten Güterzüge, die am Güterbahnhof bereitgestellt wurden, brachte auch unsere Familie, außer Vater, der noch bleiben musste, nach Landeshut im Riesengebirge, wo schon viele aus dem Kreis Namslau waren. Der nachkommende Vater wurde verpflichtet, in Landeshut eine leerstehende Fleischerei zu eröffnen und fand so unter der herbeiströmenden Kundschaft auch etliche Namslauer wieder. In Landeshut befand sich eine Außenstelle eines Konzentrationslagers. Täglich wurde ein Zug von ausgemergelten Menschen durch die Stadt zu irgendeiner Arbeitsstelle geführt.

Ich ging wieder zur Schule. Mehrfach gab es Fliegeralarm. Wir flüchteten in einen nahegelegenen Berg. Am 1. Mai 1945 wurde ich noch Pimpf, konnte aber die Welt nicht mehr retten.

Am 8. Mai 1945 sahen wir die ersten Russen in der Stadt Landeshut, voller Angst aufgrund der Greuelpropaganda der Nazis. Aber die Russen freuten sich über die Kapitulation und befreiten auch sofort alle Häftlinge des Konzentrationslagers. Letztere stürmten sofort die Lebensmittelgeschäfte der Stadt, verständlich.

Langsam normalisierte sich das Leben in der Stadt. Ein Teil der Flüchtlinge, auch aus dem Kreis Namslau, war in das nahe Sudetenland geleitet worden. Unsere Familie gehörte zur anderen Gruppe, die der Meinung war: Der Krieg ist gottlob vorbei; es geht wieder nach Hause. So traten wir mit einigen anderen Namslauer Familien im Sommer 1945 den Heimweg nach Namslau an, zu Fuß, nur für das Gepäck hatten wir einen kleinen Panjewagen „organisiert“, am Zobten vorbei. Als Jüngster durfte ich zeitweilig auf dem überladenen schwankenden Panjewagen sitzen. Ich weiß noch, wie sich in einem Schlagloch alles über mich entlud. Nach einigen Tagesmärschen erreichten wir die ersehnte Heimatstadt. Ein Vorkommando wurde in die Stadt geschickt. Ihr Bericht erschütterte alle. 60 bis 70 % der Häuser der Innenstadt lagen in Schutt und Asche. Überall Trümmer und Schmutz. Auch unser Haus ein Trümmerhaufen. Die Schuldfrage wurde nie geklärt. Wo sollten wir hin?

Wir wollten und mussten bleiben; es waren mehrere Hundert deutsche Familien. Den Deutschen wurden durch die entstehende polnische Zivilverwaltung kleine enge Wohnungen im Bereich Brauhausgasse/Klosterstraße zugeteilt, fast wie ein Ghetto. Auch meine Familie war dabei. Hier wohnten und vegetierten wir anderthalb Jahre bis Oktober/November 1946.

Die Erwachsenen wurden jederzeit, auch nachts, zu Hilfsarbeiten von polnischen und russischen Auftraggebern herangezogen, oft Entladearbeiten am Güterbahnhof, aber auch Beladearbeiten von geraubten Waren zum Abtransport in östliche Gegenden. Vater begegnete bei Arbeiten in solch einem „Zwischenlager“ auch

unserem Auto. Als er mir einmal eine Kleinigkeit herausschmuggeln wollte, wurde ich verjagt und er eine Nacht eingesperrt.

Für uns Kinder gab es die ganze Zeit keinen deutschen Schulunterricht, was man als Kind nicht bedauerte, aber gut war es sicher nicht. Also stromerten wir Kinder durch Trümmer und verlassene Ecken, fanden in Kellern auch noch volle Einweckgläser und manche nützliche Alltagsgegenstände. Ich erinnere mich, zeitweise an einem eigenen Marktstand am Ring Kleinigkeiten (eine Decke) zu eigenen Preisen verkauft zu haben. Den Erlös nahm Mutter dankbar zum knappen Haushaltsgeld entgegen. Im Sommer ernteten wir aus verlassenen Gärten am Rande der Stadt Obst und Gemüse. Russische Soldaten waren zu uns Kindern gut. Wir bekamen oft zu essen. Die erwachsenen weiblichen Personen mussten wir jedoch, besonders nachts, vor ihnen verstecken, oft auch mit List.

Längere Zeit herrschte in der Stadt eine Typhusepidemie, die viele Menschen wegen der mangelhaften gesundheitlichen Versorgung dahinraffte. Der Vater wurde oft zu Hausschlachtungen bei Polen und Russen herangezogen. So konnte er etwas die Familie versorgen und manchen Nachbarn helfen. Ich kam – auch durch Kaupeln – zu etlichen Büchern und las viel: Karl May, Hans Dominik und was mir sonst in die Hände fiel. Im täglichen Umgang sprach ich ganz gut polnisch, schreiben konnte ich aber kaum. Aber beim Einkauf half es mir. Einmal wartete ich in einem Laden, vor mir eine deutsche Frau, die sich mühsam ein paar polnische Worte suchte. Ich mischte mich ein und fragte, ob ich dolmetschen könnte. Danach lobte die Kundin mein gutes Deutsch und fragte mich, ob ich mal in Deutschland gewesen wäre? Empört sagte ich: „Na, ich bin doch Deutscher“.

Insgesamt lebten wir wie auf dem Mond. Kein Radio, keine deutsche Presse. Wir hörten nur Gerüchte, zum Beispiel: Die Amerikaner werden uns befreien oder Ähnliches. Etliche Monate gab es keinen elektrischen Strom. Wir behelfen uns mit

Petroleumlampen und selbstgebastelten Karbidlampen. Natürlich gab es nur Ofenheizung.

Heute frage ich mich, wie alle diese Zeit unter solch primitiven Bedingungen nur überstehen konnten. Es ging nur durch eine stille Solidarität der Namslauer untereinander. Den längst verstorbenen Eltern gilt nur noch einmal ein herzliches Danke. Für uns Kinder war die Zeit mehr ein großes Abenteuer.

Im Herbst 1946 erfolgten die ersten Ausweisungstransporte nach irgendwelchen Kriterien. Unsere Familie war in einem der letzten Transporte im November 1946 dran. Alle waren froh, dabei zu sein, obwohl es eine Vertreibung war. Das Heimatgefühl stellte sich erst nach Jahren wieder ein. Ich selbst war froh über die Ausreise, da ich ab Januar 1947 in eine polnische Schule sollte, was mir nicht behagte. Es ging in ein Restdeutschland, in dem wir von der dortigen Bevölkerung durchaus nicht freudig begrüßt wurden. Nach zweiwöchigem Entlausungsaufenthalt in einer Quarantänestation wurden wir aufgeteilt, die Stadt- Familie Weiß z. B. in ein kleines Dorf in Sachsen- Anhalt. Meine Eltern konnten nicht mehr richtig Fuß fassen und starben Anfang der 60er Jahre.